

Der sechste Sinn.

Von A. M. Dubantier, Autoris-
ferte Uebersetzung.

Als ich noch ein Knabe war, war es
meine liebste Unterhaltung, meinen
Großvater von Gespenstern und über-
natürlichen Ereignissen erzählen zu
hören. Er kannte eine ganze Menge
solcher Geschichten. Ob er sie selbst
alle erlebt hatte, weiß ich nicht, aber
sehr viel ist jedenfalls sicher, sie machten
einen starken Eindruck nicht nur auf
mich, sondern auch auf alle die, die in
das Haus meiner Großeltern kamen
und den Alten um eine solche Geschichte
qualitäten. Nun hatte mein Großvater
allerdings eine ganze Menge erlebt
und sich lange in der Welt umgesehen,
— aber dazu kam, daß er ein
guter Erzähler war, der Laune und
Sinn für dramatische Erzählungen
hatte. Und schließlich herrschte unter
den Leuten der damaligen Zeit weit
mehr Aberglauben und Gespenster-
furcht, als man sich jetzt vorstellen
kann, so daß man sich nicht wundern
darf, daß Großvater eine große Schaar
Freunde und Gönner hatte. Jedenfalls
besaß er das Talent, kommende Ereignisse
voraus zu sagen, er hatte einen sechsten
Sinn, der ihm, ohne daß er es
erklären konnte, wie das zugehende,
Ereignisse verriet, die genau so ein-
trafen, wie er sie gesehen hatte — mit
einem Wort, er war Visionär. Es hat
sich unauslöschlich in meine Erinne-
rung eingepreßt, wie er eines Abends,
als er seine gewöhnliche Runde um
sein Haus gemacht, das recht hoch und
einfach gelegen war, still und stumm
ins Zimmer trat, was er immer that,
wenn er dies oder jenes gesehen hatte.
Wir kannten alle seine Gewohnheiten
und drangen nicht weiter in ihn; aber
am nächsten Morgen erzählte er un-
aufgefordert Großmutter, daß wir
halb Neues hören würden. Es würde
jemand sterben, Großvater hatte den
Leichenzug gesehen. Erst kam der
Dorfschulze mit seinem neuen Jagd-
wagen, darauf Großvater selbst mit
Großmutter, dann der Christen mit
seinem Sohn und so weiter und so
weiter. Nur verstand er nicht recht,
warum sich mitten unter den Leichen-
wägen ein Leichterwagen befunden
gehe. Ein gewisses Unheimlichkeits-
gefühl ergriff uns alle, denn wir ha-
ten oft Gelegenheit gehabt, zu erfah-
ren, daß Großvaters Voraussagungen
in Erfüllung gingen. Auch diesmal
trafen die Voraussagen ein, denn
eine Woche darauf wurde der Schmied
des Dorfes in seiner Werkstatt er-
hängt gefunden, und seine Leiche
wurde, wie es bei Selbstmördern da-
mals üblich war, auf einem Leichterwa-
gen zum Kirchhof gefahren.

Während die Pferde ausgriffen,
fragte ich Abraham, ob er jene Ge-
schichte vorher gesehen hätte, doch er
erinnerte sich nicht. Doch aus welchem
Grunde hatte sich die Vision ihm ge-
zeigt? Stand es in seiner Macht zu
helfen? Er dachte ja nicht von seiner
festen Route abzuweichen oder eine Stun-
de veräumen, ohne deshalb gerüffelt
zu werden. Aber vielleicht war das
Unglück auf dem Wege geschieden, den
er fahren sollte! Na, so mußte es sein,
es war nicht anders, und er nahm sich
vor, scharfen Ausblick zu halten. Doch
seine Unruhe wollte nicht schwinden.
Die Nacht und die Wärme in seinem
Hirn, und die Vision stand beständig
vor seinem inneren Auge, bis er plötz-
lich an den Kreuzweg beim Kolbühgel
dachte. Sollte er wie gewöhnlich nach
Westen fahren oder nach Osten undrich-
ten, nach der Seite, wo die Vision sich
gezeigt hatte? Sollte er nur einen ein-
zigen Weisungen gehorcht, aber es war
am Sonntag, und die Post bestand
nur aus der Diligence.
Je näher er am Scheidewege. Das
Herz hämmerte ihm in der Brust,
und die Augen starrten entsetzt in das
Dunkel. Wenn nun ein Mensch in
Noth war, durfte er es da unterlassen,
noch ihm zu helfen? Galt ein Men-
schenleben nicht zehnmal mehr, als
zehn Postfüße? Er konnte nicht an-
ders, er ergriff die Zügel und ließ die
Pferde nach Osten laufen.
Es war gleichsam, als würden die
Pferde von Abrahams Anruhe ange-
zogen. Das rechte Deichselpferd, ein
rother Wallach, Abrahams Lieblings-
thier, konnte in der Nacht gar nicht mit
dem anderen Pferde zusammengehen.
Es rief am Zaunzug und sprang bei
jedem Windstoß, wenn die trocknen
Blätter über den Weg raschelten, zur
Seite. Die Wolken waren vor den
Mond gezogen, der Weg war ver-
schatteter, und Abraham konnte sich
nur beim flackernden Schein der Wa-
genlaternen orientieren. Dabei kannte
er jede Krümmung, die der Weg machte,
jede Lichtung im Walde, und der
Postwagen näherte sich schnell der
Stelle, wo der Waldweg in die große
Chaussee mündete. Da schienen plötz-
lich die Vorderpferde, das rechte ist
nicht mehr von der Stelle zu bringen,
und der Wagen hält. Abraham wirft
die Zügel hin, steigt von bange Ab-
nungen erfüllt, vom Bod und ergriff
eine der Wagenlaternen. Ein Passa-
gier taumelt schlaftrunken aus dem
Postwagen, flucht über den Aufsteh-
halt und erweist die andere Laterne.
Der Wind pfeift eiskalt um den Wa-
gen und droht, die Laternen auszu-
blasen; doch Abraham will um jeden
Preis erfahren, was die Pferde er-
schreckt hat. Die beiden Männer gehen
langsam vorwärts und spähen sorg-
fältig nach allen Seiten. Da sehen sie
plötzlich im Dunkeln vor sich die Um-
risse des Postwagens von Randers.
Der Wagen steht quer über den Weg
und verperrt ihn vollständig. Die
Bespannung ist fort, die Reste des ab-
geschnittenen Zaumzeuges hängen noch
an den Strängen, und Rissen, Patete
und Koffer sind in wilder Unordnung
auf dem Wege ausgestreut. Aber Gott
im Himmel, was liegt denn da auf
dem Bod, theilweise auf dem Dach
des Postwagens? Ja, wahrhaftig, Jems
Aberlein, einer von den Postkutschern
der Randers-Diligence. Ist er tot? Ab-
raham tritt auf das Vorderrad. Ja,
langh, der Mann ist ganz kalt. Aus
der Schutzwunde in der Brust ist ein
Blutstrom auf das Wagendach und
von dort auf die Erde gerieselt.

raham trug mit Hilfe seines Passa-
giers den Verwundeten in den Al-
borger Postwagen; hier bereitete er
ihm ein schnelles Lager, drehte den
Wagen um und fuhr in größter Eile
nach Alborg zurück.
Die Affäre erregte damals viel Auf-
sehen. Es würde zu weit führen,
wenn ich hier erzählen wollte, wie die
Verbrecher hingerichtet und bestraft wor-
den; aber Abraham erzählte offen und
ehrlich, wie alles zugegangen war.
Einige glaubten ihm, andere nicht,
aber keiner von den Zweiflern konnte
erklären, warum Abraham gerade an
dem Abend seine Pflicht versäumt und
anstatt nach Westen nach Osten gefah-
ren war. Da der Verwundete, ein
Kaufmann aus der Gegend von Varde,
sich erholt hatte, wurde er auch verhö-
rt und erklärte, daß er in jener Nacht,
als er nach dem furchtbaren Schlag
zum Bewußtsein erwachte, alle Hoff-
nung auf Rettung fast aufgegeben
hatte. Dann aber dachte er an den
Alborger Postwagen. Mit seiner
ganzen Kraft klammerte er sich an
die Hoffnung, der Wagen solle den östli-
chen Weg befahren, obwohl er wußte,
daß das nicht der Fall zu sein pflegte.
Gibt es Wege, auf denen eines Men-
schen Gedanken und Willen zu dem
Hirn eines anderen bringen können?
— Das ist möglich. Ja, ja, es gibt
eben, wie mein Großvater zu sagen
pflegte, mehr Dinge zwischen Himmel
und Erde, als Menschen zu begreifen
vermögen.

Meine erste Liebe.

Humoreske von Roda Roda.

Meine Mama überraschte mich bei
der Toilette. Eine Weile sah sie mir
ruhig zu, wie ich wahlriehende Sa-
ben an mein Haupt that, emsig den
Schmurrbart suchte, nach einiger Zeit
auch fand und festlich emporzwickelte
— und wie ich dann die Kravatte zu
einem herfürten neuen Knoten schlang.
„Was hast du denn heute?“ fragte
sie endlich erstaunt. — Sie war so
umständliche Vorbereitungen bei mir
sonst nicht gewohnt.
„In der Tanzschule ist Schlüs-
seltanzchen.“ erwiderte ich mit welt-
männischer Gelassenheit.
„So? — Na, dann gib nur auf
deinen neuen Anzug acht!“ mahnte sie.
— Die Erinnerung an einen voraus-
gegangenen Tanzschulabend, der mit
einer solennen Galaerei der betheligen
Ritterschule beendet und eine sun-
tageliche Hofe gefestigt hatte, war
in Mama sichtlich noch lebendig.
„Ich bin doch kein kleines Kind!“
rief ich empört. — „Aber, Mama!“
Als ich mich meinem Ziele näherte,
fuhr eben ein Wagen vor, und einen
Augenblick später erschien Dora, meine
angebetete Dora, unter einem Berg
von Pelzen, Spitzenschals und Tü-
chern. Ich eilte hinzu und war so
glücklich, ihr aus dem Wagen helfen
zu dürfen.
Ich durfte sie auch zum ersten
Mal querengieren — zur zweiten
Quadrille — zum Kottillon — ja,
zuletzt tanzte ich überhaupt nur mehr
mit ihr. — Ein rosenrothes Meer
von Glück umgab mich. Alles ging
famos. Die Welt war schön — o,
so schön wie ein Frühlingstag im gol-
denen Zeitalter. — Und ich be-
schloß, meinen Gefühlen in einem
Epos von achtundvierzig Gesängen
Ausdruck zu geben. Ich hatte ja schon
oft geliebt — sehr oft sogar. Einmal
sieben Monate hintereinander — treu
und wahr — immer ein und das-
selbe Mädchenlein.
Diese Ida zum Beispiel! Welche
Ausgeburt von Abentheuer! Wenn
man sie wie eine Zitrone preßte,
brachte man im besten Falle ein tod-
tübendes „Ja“ heraus. — Wo hatte ich
denn meinen Verstand, als ich diese
Schneegans zur Heldin meines Jam-
bendramas machte?
Oder Ida die Zweite! Wollte man
sie küssen — und das muß man doch,
wenn man liebt — dann stieß sie wie
ein Esel mit den Füßen um, sich —
Schick sich das für ein angebetetes
Weibchen?

Und das sollte ich eingestehen? —
Lieber Herben! — Frau Höhnel
mahnte noch ab, wie Mütter pflegen;
ich segnete sie heimlich dafür und
schwor im Stillen, diese ausgezeich-
nete Frau mein Lebenlang schätzen
und ehren zu wollen. — Dann schloß
ich ergehen die Augen und zündete an.
— Herr Höhnel, der Unnenfich, hatte
kurz vorher mit seinen studentischen
Heldenthaten denommt. Nun, er
sollte sehen, daß das Geschlecht der
Neden noch nicht ausgekoren ist!
Scheußliches Kraut das! Ich kam
auf den einzigen Gedanken, der mich
retten konnte, und beschloß die ver-
damnte Zigarre langsam vertohlen
zu lassen.
Eine Zeitlang bemerkte es Nie-
mand. — Dann sagte Herr Höhnel
lächelnd: „Sie sehen Dora immer so
komiisch an und verhalten dabei das
Rauden.“
Ja — Fräulein Dora — sieht heute
— heute — das rosafarbene
Kleid steht ihr so gut! — florterte
ich, verdeckte einen Seufzer und fog
in Gottes Namen wieder an meinem
Stengel.
Ich glaube, Columbus hat den Ta-
bat nach Europa gebracht. — Was
mag den sonst so klugen Mann auf
diese unsinnige Idee gebracht haben?
Kam hatte ich einige Züge gethan,
als auch schon vor meinen Augen
alles in einem grün und rothen Nebel-
schleier tanzte. Ich fühlte, wie ich
bleich wurde — mir ward ungeheuer
— ja, ungeheuer unwohl.
Herr Höhnel erzählte wieder, wie
schneidig er schon als Gymnasiast ge-
wesen — mir war es wie ein Traum.
— Wahrhaftig, noch ärger: wie ein
Müßrad. — Ein Schwindel erfasste
mich — die Zigarre entglitt
meinen Händen — ich hörte
noch einen schwachen Schrei —
— und dann nichts mehr.
Als ich wieder erwachte, war das
Kabinett leer. — Der Tanzlehrer
stand mit einem nassen Tuche bei mir
und — hielt mir den Kopf.
Was geschah war —? — Dora's
Kleid hatte von meiner Zigarre Feuer
gefangen — und Dora selber sollte
Brandwunden davongetragen haben.
Gott weiß, wie ich nach Hause kam
— ich nicht. — Die ausführliche
Pauze meiner Mutter — sie entdeckte
einen Brandfleck auf meinem Kocke —
traf auf taube Ohren.
Am nächsten Morgen um zehn Uhr,
als wir eben aus der Schule entlassen
worden, machte ich mich zerknirsch-
lich auf, um mich nach Doras Befinden
zu erkundigen. — Ich war — wenigstens
in der Ebelnstrasse noch — eifens-
fest entschlossen, meinem ach so ver-
schelten Leben ein fürderliches Ende
zu machen, wenn Dora etwa schwer
erkrankt sein sollte.
Auf dem Peterspalye kam ich zu
der Einsicht, daß eigentlich, wenn
man die Sache recht betrachtete, die
Hauptschuld an dem unglückseligen
Falle Herrn Höhnel beizumessen sei.
Er hatte mich durch die Erzählung
seiner Abenteuer gereizt. Er hatte
mir die Zigarre geschenkt. — Aber
er hätte bedenken müssen, daß —
Ja wandte die Sache auf die linke
Seite und fand, daß Herr Höhnel,
wenn er auch nur eine Spur von Ehr-
gefühl hatte, verpflichtet sei, sich zu
erklären, und ich, die auf so tragische
Weise ihres Ernährers beraubte
Waise — zu heirathen.
Im Schaufenster einer Blumen-
handlung sah ich ein prachtvolles Bu-
fett. Das wollte ich Dora bringen
und ihr sagen. — Ja, ja, ja, ja, ja,
ja, sie würde mich schon verstehen!
— Und wenn Herr Höhnel auch nicht
anknändig genug wäre, sich zu tödten:
heirathen mußte ich Dora auf jeden
Fall.
Mein Taschengeld erwies sich für
den Ankauf des schönen Bufetts leider
als unzureichend. — Aber einen rei-
chigen Strauß Georginen wollte mit
der Blumenmann preiswerth über-
lassen, und der Handel ward perfekt.
Ich hatte den Laden kaum ver-
lassen, als ich — es war wie vorher!
— unerwartet Professor Doktor
Sped begegnete. — Er lächelte eisig.
„Für wen find denn die zarten
Blümchen bestimmt?“ fragte er.
„Für mei — meine — meine Groß-
mutter, sie hat heute Namenstag.“ er-
klärte ich.
„Einfach rührend! — Na — jezt
nur rasch, damit Sie zur Festtags-
torte zurechtfinden, treuer Entel!“
Ich beeilte mich, den unangenehmen
Patron loszuwerden, und stand bald
im Höhnel'schen Klub. Ein Diener
meldete mich an.
Dora erschien und ich war mit ihr
allein. Den linken Arm trug sie im
Verband.
„D, Fräulein Dora,“ begann ich
zitternd, „können Sie mir jemals ver-
zeihen? Durch meine Ungehorsam-
keit ha — habe ich Ihnen große
Schmerzen bereitet. Doch ich will es
einfachen.“
Die Rührung hatte mich über-
mannt. Ich machte eine kleine Pause
— einen Anlauf sozusagen — zu dem
großen Sprunge, der jezt folgen
sollte — dem Heirathsantrag.
„Fräulein Dora,“ fuhr ich finster
fort, „auch ich leide — leide Thret-
wegen!“
„Dann bedauere ich Sie recht herz-
lich. Wo sitzt das Uebel? Haben Sie
schon einen kalten Umschlag ver-
sucht?“
„D Dora, wie grausam! — Sie
scherzen! — Ich habe —“
Jezt wäre er unaussprechlich getom-

men, der Heirathsantrag. Ich war
doch eben schon dabei gewesen, mein
Herzweh einzugestehen, und daran
passend anzuknüpfen, hätte einem hu-
manitisch gebildeten jungen Manne
keine Schwierigkeiten gemacht.
Über im Rathe der Götter war's
anders beschloffen.
Denn in diesem Augenblick öffnete
sich die Thür, und herein trat —
mein Pshyitprofessor.
In diesem Augenblick!!! —
Gerade er!!!
— Ich war wie versteinert. —
Dora — ihm mit bezauberndem
Lächeln entgegen.
„Herr Roda!“ — Mein Bräu-
tigam Doktor Sped!“ sagte sie, in-
dem sie uns einander vorkstellte.
Doktor Sed erklärte sofort, daß
er die Ehre meiner Bekanntschaft
schon seit längerer Zeit genieße. —
Mit einem süffisanten Blicke streifte
er meine Georginen — ein immer
breiteres Lachen zuckte um seinen
Mund — und zu meinem in-
nigen Leidwesen mußte ich bemerken,
daß ihm die Bestimmung der Geo-
rginen vollkommen klar wurde.
Er lachte nicht mehr, — nein, er
größte wie toll, der prächtige Jugend-
erzieher. — Dora mußte ihm lie-
breich den Rücken klopfen, damit er
nicht erstide.
Ich aber stand da — mit dem un-
angenehmen Bewußtsein, daß ich den
Strauß nun wirklich und wahrhaftig
meiner Großmutter bringen
müßten.

Zeitwunder.

Die Großmutter sah mit den En-
keln Abends in einer traulichen Ecke.
„Ich will Euch das Märchen von dem
Bringen in dem Wunderlande erzäh-
len!“ sprach sie: „Es war einmal ein
Prinz, der eine große Reife that, um
Welt und Menschen kennen zu lernen,
ehe er die Regierung antrat. Unter-
wegs begegnete er einem Riesen, den
er in seine Dienste nahm. Der Riese
aber zog seine Siebenmellenstiefel an
und faßte mit ihm über das Land.“
„Aha,“ rief der kleine Kurt, „in
einem Automobil also!“
Die Großmutter sah verwundert
auf; dann fuhr sie fort: „Doch die
höhe Herr Abtradaba, die in ihrer
Reife über den Reife des Prinzen ver-
nommen hatte und ihn verderben
wollte, fuhr hinter ihm her durch die
Luft.“
„Großmama,“ frag Kurt, „mit
einem lenkbaren Luftschiff?“
Erst schüttelte die alte Frau den
Kopf und erzählte weiter: „Der Riese
indessen hatte einen Spiegel, mit dem
konnte er alles sehen und jedermann
ins Herz schauen.“
„A,“ jubelte Kurt, „Röntgenstrah-
len!“
„... Wie er nun in diesem Spie-
gel die Hete erblickt hatte, da ließ er
sich in der Untenschmiede im Zaubers-
wald einen seltsamen Wagen aus, der
die Kraft besaß, pfeilschnell ohne
Pferde und ohne Dampf dahinzufür-
men.“
„hm, hm,“ nickte Kurt, „die Elek-
trische!“
Die Großmutter schwieg eine Weile,
atmete tief auf und hub von Neuem
an: „So kamen sie wohlbehalten in
das weit lanqam unbewohnte Königs-
schloß. Diese Finsterniß umgab sie.
Aber der Riese drückte auf einen Achat-
knopf und sofort erglänzte der weite
Saal in hellem Lichte.“
„Bogenlampen!“ meinte Kurt.
Zürnend sah ihn die alte Frau an;
doch beruhigte sie sich rasch und er-
zählte: „Nun sagte der Riese dem
Prinzen Lebewohl. „Ich habe Dich
früher liebet geführt!“ sprach er.
Meine Zeit ist um.“ Aber du sollst
deshalb nicht von mir verlassen sein.
So oft Du einen Wunsch ausdrückst,
werde ich ihn hören und sollte ich auch
weil Meilen von Dir entfernt sein.“
— „Hurrah,“ riefen die Kinder —
„se hatten Telephonanschluß!“
Da faßte die Großmutter weh-
müthig und sprach: „Jezt hör' ich
auf — Euch kann man kein Märchen
mehr erzählen!“

Von Spaniens künftigen Königin.

Englische Blätter erzählen aller-
hand intime Züge, die das lustige und
temperamentvolle Wesen von Spaniens
künftiger Königin verathen. Als Kin-
der waren die Prinzessin und ihr äl-
terer Bruder Prinz Alexander rechte
Narren, die z. B. während eines Auf-
enthalts ihrer Großmutter, der Kö-
nigin Vittoria, in Kizza viele Jugend-
streiche ausführten. Eine Dame, die
neben ihnen wohnte, unterhielt sich gern
mit den reizenden beiden Fürstentö-
bern, die mit vollendeter Höflichkeit
und höchst gefittetem Betragen ihr an-
worteten; wer aber beschrieb ihr Er-
staunen, als sie dieselben beiden Klei-
nen auf ihrem Apfelsinenbaume sitzen
sah, wo sie lustig die Früchte herunter-
taumelten! Prinz Alexander sang
dann komische Lieder und die kleine
Ena wollte sich vor Lachen ausschüt-
ten. Während ihr Bruder der Lieb-
lingsgefährtin ihrer Kinderjahre war,
ist sie in ihren Mädchenjahren Niemandem
so nahe getreten als ihrer Kathin, der
Kaiserin Eugenie. Die hohe Frau ist
ihre Vertraute in allen Dingen ge-
worden und hat ihr eine fast mütterliche
Liebe zuwandend, sie mit Geschenken
aller Art überschüttet und soll sie auch
zur Erbin eingesetzt haben. Auch ein
Liebling der alten Königin Vittoria
ist sie gewesen, und eine der letzten
Anordnungen, die die Königin vor
ihrem Tode getroffen hat, betraf bei
ihrem Tode ihres Schlafzimmers.
Wie ihre Mutter, so ist auch sie der

Musik eifrig ergeben und ist eine flei-
ßige und erfolgreiche Schülerin von
Blanche Marchesi gewesen. Außer dem
Englischen beherrscht sie noch drei
Sprachen. Bei allem aber anzuehnd
ist ihr lebhaftes, heiteres und liebens-
würdiges Wesen. Sie kann reizend
plaudern, und mit ihrem hellen Lachen
vertreibt sie alle Sorgen und jede
schlechte Stimmung. Man will am
englischen Hofe bei dem letzten Besuche
des Königs Alfons in London schon
deutlich bemerkt haben, daß ihn Prin-
zessin Ena mit ihrem heiteren Ge-
spräch besonders fesselte. Jedenfalls
wird nun wieder fröhliches Frauen-
lachen durch die düsteren Säle des
Madrider Königspalastes tönen.

Erkannt.

Er: „Glaube meinen Schwüren.
Nie werde ich Dich verlassen. Deine
Heimath ist meine Heimath!“
Sie: „Und Dein Eid ist Mein-
eid!“

Wahlhaft.

„Dieser Preis für die Stube ist
entschieden zu theuer!“
„Keineswegs — Sie müssen beden-
ken, daß sie auch Morgenfröhe hat.“
„Unfinn — die krieg' ich doch nicht
zu sehn!“

Verständigt.

Mutter (zu der jungen Frau
Rechtsanwältin): „Mit der Praxis Deines
Mannes scheint es aber nicht weit
her zu sein!“
Tochter: „D, in der ersten Zeit ha-
ten wir eine ganze Menge Klienten
... aber jezt sind sie ja alle ein-
gesperrt!“

Ursache und Wirkung.

„Sagen Sie einmal, wie sind Sie
eigentlich Radler geworden?“
„Das ist so gekommen: Ich hatte
mir einen fertigen Anzug gekauft, von
dem gingen die Hosen bei jedem Ra-
dewerden immer a Stück ein; schließlich
reichten sie nur noch bis zum Knie;
da hab' ich mir halt a Radl zuge-
kauft!“

Höfliche Eile.

Auf der Landstraße traf ich neulich
Abends einen meinen Freunde, der,
mit einem merkwürdig geformten Ba-
det in der Hand, in größter Eile nach
Hause lief. „Hallo!“ rief ich ihm zu,
„warum so eilig?“ — Er blieb nicht
stehen, sondern schrie mir im Weiter-
laufen zu: „Neuen Hut für meine
Frau! Wuß machen, daß ich schnell
nach Haus komm, ehe er unmodern
wird.“

Eben darum!

Die Trauung war gerade vorbei.
Die Mama schluchzte trampfhaft, und
die Braut trodnete ihre hübschen Au-
gen mit dem Taschentuch. Eine der
Brautjungfern war auch zu Thränen
gerührt. „Warum weinen Sie, mein
Fräulein?“ fragte ein Brautführer
die junge Dame, „es ist doch nicht
Ihre Hochzeit.“
Das Mädchen sah ihn verächtlich
an. „Das ist es ja gerade, Sie dum-
mer Mensch!“ und sie seufzte tief und
von Herzen.

Auch ein Philosoph.

Trinker: „Es ist doch richtig, daß
auf der Welt gar nichts verloren ge-
hen kann ... ich habe zwar meinen
Weinteller vollständig leergekrunten,
dafür habe ich aber nun die rothe
Nase!“

Verkehrte Auffassung.

Chef (zornig): „Sie können sich
eine andere Stellung suchen, Meier;
ich habe Sie engagirt zum Vertriebe
meiner Waaren, Sie vertreiben aber
nur die Kundschafft!“

Diplomatisch.

Hausherr (zu seinen Gästen): „Der
Wein, den wir nachher trinken wer-
den, liegt tief der Geburt meiner
Tochter im Keller!“
Doktor (leise zum Diener): „Wich-
schen Sie aber erst die Spinnweben
gut ab, ehe Sie ihn serviren.“

Vom Kaiserenthof.

Wachtmeister (zum Retzuten, Buch-
händler, der trotz wiederholter Ver-
suche das Hinderniß nicht nimmt):
„Glauben Sie etwa, Kaiser, der hohe
Generalstab habe sich hier das Ueber-
sichungsrecht vorbehalten?“

Befriedigender Bescheid.

Bäuerin: „Na, Michel, was hat'n
d'r Ducker a'ragt, was D'r jeßt?“
Bauer: „De Läder wär' sch meent'r,
aber 's hätte keene Gefahr. So lange
wie ich noch zu läben hätte, thät meine
Läder beschmitti aushalten!“

Unerwartete Antwort.

„Nun, kleine Huberbückerin, kannst
Du mir schon sagen, wieviel Ihr
Sommerfrüchtler habt?“
„Keun.“
„Ueberlege Dir mal, mit mir find's
doch jezt.“
„Nei, mei Mutta hat a'ragt, neun
hama und an Bergfern.“

Kündigungsgewand.

Gnädige: „Aber warum wollen Sie
denn den Dienst bei mir verlassen, Li-
sette, Sie können sich doch wirklich
über nichts beklagen.“
Lisette: „Das nicht, gnädige Frau
— aber mein Bräutigam ist jezt bei
Militär und wünscht, daß ich bei
ihren theuren Freischneidern eine Stelle
als Schlächtermamsell annehme.“